



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

**Evangelium nach dem heiligen Markus 8, 1-9.** „In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu Essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungepeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verichmachten.“ — „Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?“ — „Und er fragte sie: Wie viel Brode habet ihr? Sie sprachen: Sieben.“ — „Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brode, dankte sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten.“ — „Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf.“ — „Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend: und er entließ sie.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.  
 IV.

Wir hörten schon einmal im Laufe des Kirchenjahres, — es war am Sonntag „Laetare“ — daß die Jünger Zeugen waren eines Wunders der Brotvermehrung. Sie hatten gesehen, wie Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen bei fünftausend Mann, ungerchnet Frauen und Kinder, gesättigt hatte. Dennoch scheinen sie heute jener früher geoffenbarten Wundermacht ihres Meisters nicht mehr zu gedenken; sonst hätten sie auf die Aeußerung Jesu, daß Er die Schaaeren nicht ungespeist entlassen wolle, wohl antworten müssen: Herr, Du hast früher in einer ähnlichen Notlage geholfen; Du kannst auch jetzt diesen hungernden Schaaeren reichliche Nahrung darbieten! — Statt dessen aber sagen sie: „Woher wird Jemand Brot bekommen hier in der Wüste, um sie zu sättigen?“ Sie machen also nur schüchtern darauf aufmerksam, daß dort in der Wüste nicht einmal um Geld Brot herbeigeschafft werden könne, mit andern Worten: daß auf natürliche Weise an die Sättigung dieser großen Volksmenge nicht zu denken sei. Indirekt ist damit ausgesprochen, daß nur Jesus den Hungerigen Speise verschaffen könne, wenn Er zu Seinem Erbarmen Seine Wundermacht hinzufügen wolle. Die Frage des Herrn: „Wie viele Brode habt ihr?“ scheint in den Aposteln die Erinnerung an das frühere Wunder wachzurufen, denn sie setzen ihrer Antwort („sieben“) nicht mehr die Frage bei: „Doch, was ist das für so Viele?“ (Joh. 6). Sie wußten ja bereits, was die segnende Hand des Meisters zu wirken vermöge.

Begebenheit ist im Wesen ganz derselbe, wie bei der früheren Brotvermehrung; nur die Zahl der gesegneten Brode und der nach der Speisung gesammelten Körbe voll Ueberreste ist verschieden: während das erste Mal, der Zahl der Apostel entsprechend, zwölf gefüllte Körbe übrig blieben, füllten die Ueberreste das zweite Mal sieben Körbe, entsprechend der Anzahl der ursprünglich vorhandenen Brode. In beiden Fällen aber spendete der Herr Brot nicht bloß für den notwendigen Bedarf, sondern im Ueberfluß: zum Zeichen, daß auch die hierdurch vorgebildeten Sakramente, obwohl sie von vielen Tausenden empfangen werden, sich in ihrer, die Menschenseelen nährenden und stärkenden Kraft nicht erschöpfen — und daß das geheimnisvolle Brot des heiligen Altarsakramentes, mag es auch von Tausenden und Tausenden genossen werden, dennoch ungemindert in der Kirche Gottes vorhanden sein wird bis an das Ende der Zeiten, „da der Herr wiederkommt.“

Wie wir bereits in der letzten Betrachtung ausführten, lieber Leser, entspricht die Gegenwart Jesu im h. Sakramente, wie sie von uns Katholiken geglaubt wird, unsern menschlichen Bedürfnissen aufs vollständigste. Sie ermöglicht einen persönlichen und sichtbaren Verkehr zwischen Gott und den Menschen, der bereits im Alten Bunde vorgebildet war. — einen geheimnisvollen Verkehr, in welchem der Mensch Gott dem Herrn, wie ein Freund dem Freunde, seine Anliegen vortragen, seine Not klagen, sein Herz ausschütten, seinen Dank abtatten, seine Huldigung und Anbetung zollen, kurz, seine religiösen Empfindungen darbringen kann. Indem also im Protestantismus die wahre und wirkliche Gegenwart des Gott-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. Juli.** Sechster Sonntag nach Pfingsten. Nabor und Felix, Martyrer † 304. Evangelium Markus 8, 1-9. Epistel: Römer 6, 3-11.
  - St. Andreas: Abends 6 Uhr Andacht mit Predigt für die neu gegründete Jungfrauenkongregation der Mütter vom guten Räte.
  - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder, der Schule a. d. Flurstr.
  - Karmeliten-Klosterkirche: Heute Sonntag, wird das Stapulierfest gefeiert. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 9 Uhr feierliches Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Festpredigt und Andacht.
  - Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 8 Uhr hl. Messe und gemeinschaftliche hl. Kommunion der Schülerinnen der höheren Mädchenschule.
- Montag, 13. Juli.** Margaretha, Jungfrau und Martyrin † 300.
- Dienstag, 14. Juli.** Bonaventura, Bischof † 1274.
- Mittwoch, 15. Juli.** Heinrich, Kaiser † 1024. Apostel-Feilung.
  - Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 16. Juli.** Faustus, Martyrer † 304. Stapulierfest.
  - Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gest. Segens-Hochamt.
  - Clarissen-Klosterkirche: Nachmittags 1/5 Uhr Segens-Andacht.
- Freitag, 17. Juli.** Magnus, Bekenner † 390.
  - Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
  - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.
- Samstag, 18. Juli.** Arnold, Bekenner † 843.



menschen in der Eucharistie gelehrt wird, \*) wird ein durch die heilige Geschichte bezeugtes, wesentliches Bedürfnis des Menschen verkannt und geht ganz unbefriedigt aus. Ja, eigentlich wird damit der Neue Bund unter den Alten Bund herabgesetzt; denn während der Alte Bund seinem im Allerheiligsten des Tempels unter dem Symbole der Wolke erscheinenden Jehova huldigen durfte — soll nach protestantischer Auffassung dem Neuen Bunde diese gnadenvolle Gottesnähe versagt sein! Hat denn die menschliche Natur sich geändert, oder ist seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes der Drang des menschlichen Herzens nach Gott und seine Gottesebenbürtigkeit geringer geworden?

Auch die Geschichte der außerhalb der Offenbarung stehenden Menschheit bezeugt ein solches Bedürfnis des Menschen nach einem persönlichen Verkehr mit der Gottheit, — ein Bedürfnis, das Abwege einschlägt, wenn die Befriedigung ihm nicht in der rechten Weise wird. Der Heide, indem er tief den Drang nach solch einem innigen Verkehr mit dem Himmlischen empfand, wollte die Gottheit sich nahe und gegenwärtig haben und suchte sie daher durch göhendienrige Zauberformeln an ein Gebilde seiner Hände zu bannen: er errichtete ein Standbild, gab ihm die religiöse Weihe, und nun wohnte nach seinem Wahne die Gottheit substantiell in der Statue; ja, er dachte sich die Vereinerung der Gottheit mit der Statue als eine so innige, daß man sagen kann: Die Statue war ihm die Gottheit! Unleugbar war dies der heidnische Volksglaube; nur einzelne höher stehende Männer erhoben sich über den Irrwahn, daß z. B. die von dem Künstler Phidias angefertigte Statue der Göttin Pallas Athene wirklich die Göttin, die Pallas des Olymp, sei. So furchtbar nun die Verirrung ist, ein Gebilde menschlicher Hand als Gottheit anzubeten, so liegt diesem Göhendienste der Heiden, selbst in seiner größten Ausartung, doch immer noch der an sich gesunde Drang nach einer besonderen Nähe und Gegenwart Gottes zu Grunde.

Auch die Geschichte des Protestantismus beweist das Vorhandensein eines solchen Bedürfnisses, welches, wenn ihm die wahre Befriedigung versagt wird, diese auf naturwidrigen und unrechtmäßigen Wegen sucht. Der Protestantismus verwarf die Lehre der Mutterkirche, wonach Christus, der Sohn Gottes, fortwährend im h. Sakramente unter uns gegenwärtig sei. Was war die Folge? Entweder ein stauer Indifferentismus, dem überhaupt alles Göttliche gleichgültig ist — oder aber bei tieferen Gemüthern, die ein höheres Streben kennen, jene krankhafte Erscheinung des Pietismus und Mysticismus, wo subjektive Gefühle und Einfälle für religiöse Akte und Offenbarungen gehalten werden. Es ist ganz natürlich: was dem Katholiken tatsächlich geboten wird in der Eucharistie, — der lebendige Verkehr mit der Gottheit — das muß eine gläubige und sinnige Seele im Protestantismus sich erst suchen, wobei sie allzu leicht in trügerische Illusionen verfällt und ihr eigenes Gedankenpiel für göttliche Offenbarung hält. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, die „den Herrn Jesum gefunden haben“, darum ihr ewiges Heil für „gesichert“ halten, — während wir unser Heil wirken sollen „mit Furcht und Zittern“ (Phil. 2, 12).

Durch das h. Sakrament sind unsere katholischen gottesdienstlichen Gebäude wahre Gotteshäuser! Was wären sie ohne die sakramentale Gegenwart des Herrn? Stolberg, der erlauchte Convertit, gesteht in dem Briefe an Savater über seine Conversion, daß

\*) Das gilt nicht nur von der reformirten Lehre, die die Gegenwart Jesu schlichtweg leugnet, sondern auch von der lutherischen Lehre, da auch in dieser, weil sie die Gegenwart Jesu lediglich auf den Genuß des Abendmahls beschränkt, ihre Bedeutung für den dauernden Verkehr zwischen Gott und dem Menschen verloren geht.

er es in den protestantischen Tempeln aus diesem Grunde nicht länger habe aushalten können.

S.

### Seilwert der Bäder.

Von Dr. Wth. Leichen.

Als Bad bezeichnen wir das kürzere oder längere Zeit dauernde Eintauchen unseres Körpers in ein flüssiges, festes oder gasförmiges Medium. Man unterscheidet daher folgende drei Arten: Wasserbad, Sandbad, Gassbad. Der Gebrauch der Wasserbäder läßt sich hinauf bis in die erste Zeit der menschlichen Kultur verfolgen. Im alten Rom z. B. wurden in der Zeit von 300 vor bis 100 nach Christi 800 öffentliche Bäder gegründet. Unter diesen gab es Badeanstalten mit 1600, unter Diocletian sogar solche mit 3000 Marmorsteinen. Im Jahre 600 nach Christi findet man von diesen herrlichen und zahlreichen Anstalten kaum noch eine Spur. Erst die Kreuzzüge brachten wieder einen Wandel zum Besseren. Auch die Verwertung der natürlichen Warmbäder, der sogenannten Thermen, zu Heilzwecken datirt bereits aus ältester Zeit. Erzählt doch schon die Bibel von der Wunderwirkung gewisser Quellen, von der Heilung der Blinden und Lahmen durch die Silvaquelle und den Teich Bethesda.

Im alten Griechenland waren die Schwefelthermen von Hypate, die Natronquellen der Thermopylen und die Helena bei der auf dem Isthmus von Korinth sehr berühmt und besucht.

Bei den Warmbädern ist die Temperatur das Wichtigste und eingreifendste Moment der Badewirkung, das zweite ist die Dauer des Bades. Am wenigsten haben die Salze des Bades Seilwert. Es soll durchaus nicht gelehrt werden, daß Bäder und noch mehr Trinkkuren bei bewährten Quellen vielfach Heilung bewirken, aber vielfach wird den Quellen zugeschrieben, was anderen Heilfaktoren zukommt, wie die Atmung und Bewegung in freier, guter Luft, die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise.

Die Wirkung der Mineralwässer, ob innerlich oder äußerlich, ist im allgemeinen verschwiegend gering vom arzneilichen Standpunkte aus betrachtet. Wenn es bei einer Badekur nur auf die chemische Wirkung der Mineralwässer ankäme, so wäre durch ärztliche Rezepte, die in der Apotheke angefertigt werden, eine weit sicherere und kräftigere Wirkung zu erzielen. Zu den Wasserbädern kann man auch das Dampfbad rechnen. Man versteht darunter eine Einrichtung, wo die Badenden auf Bänken sitzend oder liegend warmen oder heißen Wasserdampf auf ihren Körper einwirken lassen. Die Temperatur bewegt sich zwischen 30—40 Grad Celsius.

Die irisch-römischen Bäder sind solche, bei denen durch trockene heiße Luft die Transpiration bewirkt wird. Je nach der Dauer der beiden letztgenannten Bäder kann ein Wasserverlust des Körpers von 100—1500 Gramm eintreten. Tritt zu dieser Schwitzkur noch einige richtige Massage, so können auf diese Weise große Heilerfolge erzielt werden.

Ganz dieselbe Wirkung wie das irisch-römische oder russische Bad hat das Sandbad. Schon im Altertum war das Sandbad bekannt. Es kam dann sehr in Vergessenheit, bis die moderne Medizin seinen alten Ruhm wieder herstellte.

Die Vorzüge des Sandbades bestehen darin, daß man erstens bei demselben die höchste Temperatur unter allen Bädern erzielen kann und zweitens, daß während des Bades normale, frische Luft eingeatmet wird.

Man unterscheidet milde und starke Sandbäder. Die ersteren haben eine Dauer von längstens einer halben, die letzteren eine solche von einer ganzen Stunde. Das milde Sandbad weist eine Temperatur von 40, das starke eine solche von 50 Grad Celsius auf.

Sandbäder können als Voll-, Halb- oder Lokalbäder in Anwendung kommen. Bei den Lokalbädern wird nur das eine oder andere

Glied mit Sand umgeben.

Das Verfahren bei den Sandbädern, deren Heilkraft gerade in neuester Zeit wieder sehr geschätzt wird, besteht aus folgendem: Reiner, feiner, gut ausgetrockneter, mehrfach gesiebter See- oder Flußsand wird auf heißen Eisenplatten bis zu 45 oder 50 Grad erhitzt. Ist diese Temperatur zu hoch, so wird die nötige Herabminderung dadurch erzielt, daß man dem heißen Sand kalten zumischt.

Der erwärmte Sand wird in eine hölzerne Badewanne geschüttet, so daß er den Boden mehrere Zentimeter hoch bedeckt. Hierauf wird der mit einem leichten Bademantel bekleidete Patient in die Wanne hineingelegt, wobei soviel Sand nachgeschüttet wird, bis der Körper mehrere Zentimeter hoch bedeckt ist.

Zu dem Sandbad kommt nicht nur die Wärme zur Geltung, sondern auch die Aufsaugungskraft des Sandes, indem der Sand die Feuchtigkeit der Körperoberfläche entzieht, ohne daß bei einigermaßen dicker Sandlage die Hauttemperatur durch Verdunstung abgekühlt wird.

Die Wirkung der Sandbäder ist wie die beim irisch-römischen und russischen Bad, nur noch intensiver. Es steigt beim Sandbad die Pulsfrequenz um 5—8 Schläge in der Minute, die Haupttranspiration wird mächtig angeregt, so daß schon nach 15—20 Minuten der ganze Körper des Badenden mit einer fingerdicken Schicht nassen Sandes umgeben ist. Bei einem Sandbad von 45 Grad und einer Dauer von 50 Minuten verliert der Badende im Mittel 750 Gramm an Körpergewicht. Dauert das Bad eine Stunde, so steigert sich der Wasserverlust bis zu tausend Gramm.

Sandbäder dürfen niemals in Anwendung kommen bei Herzleiden und nie bei Krankheiten, wo jede Steigerung des Blutdruckes zu vermeiden ist.

Zu den Sandbädern rechnet man auch die Schlamm- und Moorbäder. Die schlammige Masse der ersteren ist entweder Seeschlamm, der sich in Seebuchten mit tonigem Boden bildet, oder Quellenschlamm, der den Niederschlag aus Mineralquellen in Verbindung mit einer aus mikroskopischen Pflanzen und Tieren bestehenden Masse darstellt.

Zu den Moorbädern liefert die aus Algen, Coniferen, Wurzeln größerer Pflanzen, aus Humusäure, Gerbsäure, Harze bestehende und mit dem Niederschlag der Mineralquellen in Verbindung gebrachte Torf- oder Moormasse das Material.

Am minderwertigsten sind die Gassbäder, weil die Haut die Gase nicht durchläßt, ebensowenig wie die Salze der Mineralbäder. Die Gase, wie Schwefel- oder Joddämpfe, wirken eher durch Einatmung, weil sie so durch die Lunge in das Blut gelangen können.

Es erübrigt sich umso mehr, hier ausführlich über Gassbäder zu schreiben, da sie nur auf besondere ärztliche Verordnung in Anwendung kommen dürfen.

Anders steht es mit dem Luftbad, welches man auch zu den Gassbädern rechnen könnte.

Das Luftbad spielt in der modernen Medizin eine große, stets wachsende Rolle. Manche Aerzte wollen zur Abhärtung der menschlichen Haut an Stelle des kalten Wassers die Luft setzen. Man soll also den Körper der Luft aussetzen, nicht auf einmal, aber langsam. Solche Luftbäder stärken und beruhigen die Nerven ungeheuer und sind ein angenehmes und sicheres Mittel gegen Schlaflosigkeit.



## Juli.

Von Werner Böhge.

Des Jahres Höhe ist erklommen,  
Nun neigt die Sonne ihren Lauf;  
Und was in Blüt und Duft verichwommen,  
Weht jetzt zur reichsten Ernte auf.  
Nun reißt es ringsum in der Weite;  
Wie Gold wogt es im Aehrenfeld, —  
Voll Segen jeden Ackers Breite . . .  
So zieht der Juli in die Welt.

Und milde breitet er die Hände  
Hin über Feld und Strauch und Baum:  
Was gut begann, geh' gut zu Ende,  
Daß sich erfülle jeder Traum,  
Daß jedes Hoffen sich erfülle  
Dem, der das Saatkorn ausgestreut,  
Und eine tausendfache Fülle  
Den Lohn für Schweiß und Mühe bent.

Das ist der Segen — Julisegen —  
Nun ist der Blühtraum verweht,  
Wo ringsumher auf allen Wegen  
Des Sommers reife Gabe steht.  
Bald jubelt laut das frohe Singen  
Des Schnittervolkes durch die Welt,  
Und blanke Säen werden klingen,  
Wenn Halm auf Halm zur Erde fällt.

Rot lacht und goldig im Geäste  
Die reife Frucht an Strauch und Baum.  
Der Vogel flugt sein Lied im Neste,  
Auch er träumt seinen Sommertraum.  
Die Rosen flammen rot, wie Brände,  
Und füllen an die milde Luft  
Ringsum im reisenden Gelände  
Mit Schwerem, süßem Blühtenduft.

Nun steht der Sommer voll im Glanze  
Kornblume, Rohn und Mitterpore  
Sie winden sich zum bunten Kranze  
In Wäldern, Wiesen und im Korn,  
Sternblumen stehen weiß dazwischen.  
Das leuchtet lachend, funkelt, glänzt . . .  
Und mit dem Blumenjammer, dem frischen,  
Der Juli seine Stirn bekränzt.

## Yachten und Yachtrennen.

Von H. Stein.

Obwohl die Yachtfahrten und Yachtrennen vor kurzer Zeit noch eine spezifisch englische Belustigung war, haben sie jetzt bereits begeisterte Anhänger in allen Völkern gefunden, deren Lage an der See die Ausübung dieses Sports gestattet. Angeregt durch das Vorbild ihres Kaisers sind die Deutschen auch in dieser Beziehung nicht hinter anderen Nationen zurückgeblieben.

Wie alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs ist auch das Yachtfahren der Mode unterworfen gewesen. Die Yachtclubs bestehen erst seit 75 Jahren. Zu jener Zeit besaßen die Mitglieder eigene Yachten, die anfänglich nur praktisch ausgestattet waren, während auf äußere Eleganz des Fahrzeuges weniger gesehen wurde. Die damaligen Schiffe hatten durchschnittlich 100 Tonnen Gehalt. Erst allmählich trat die schöne äußere Ausstattung in den Vordergrund, aber zugleich machte sich infolge der Verteuerung des Sports oder vielmehr auch wegen seiner zunehmenden Beliebtheit in den weniger reichen Kreisen das Mieten von Yachten bemerkbar. Nach Verlauf einiger Jahre verkaufen oder vermieten die ersten Eigentümer ihre Schiffe; große Geschäfte oder Kapitalisten besorgen das Verleihen von Fahrzeugen geschäftsmäßig. Daher erklärt sich auch die Erscheinung, daß die Namen heute weniger mit den einzelnen Schiffen verbunden sind, als ehemals. Sie wechseln die Bezeichnung mit dem Eigentümer, und es ist für den internationalen Yachtrennen aufmerksam verfolgenden Sportsfreund nicht leicht, frühere Bekannte herauszufinden.

Wenn vorher bemerkt wurde, daß die Yachtclubs verhältnismäßig jungen Ursprungs sind, so darf das nicht auf das Yachtfahren überhaupt angewendet werden. Der Gebrauch der Yachten zu Vergnügungs- und Unterhaltungs-

zwecken ist ungefähr 300 Jahre alt; denn aus dem Jahre 1604 wird bereits vom Prinzen Heinrich von Wales berichtet, daß er eine eigens für ihn gebaute Yacht zu Lustfahrten benutzte, und vom König Eduard II. erzählt die Chronik, daß er mit seiner Yacht bei einem im Jahre 1661 zwischen Greenwich und Gravesend abgehaltenen Yachtrennen einen Preis davon getragen habe.

Anfänglich waren in den englischen Yachtclubs nur Segelyachten gestattet und Dampfboote gänzlich ausgeschlossen. Vor einigen Jahren ist dieses Verbot von Dampfern aufgehoben worden; naturgemäß sind jetzt, unserem Zeitalter des Dampfes entsprechend, die Hälfte sämtlicher Yachten Dampfyacht. Aus den Schoonern und Kuttern von vierzig bis dreihundert Tonnen, wie sie früher gebräuchlich waren, sind jetzt Dampfschiffe von fünfhundert bis zweitausend Tonnen geworden: schwimmende mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Paläste, deren Bau und Unterhaltung Unsummen kostet und von weniger bemittelten Leuten gar nicht bestritten werden kann.

Mit der Zulassung der Dampfboote zu den Yachtclubs und Yachtrennen verschwand zuerst ein gutes Stück des Interesses, welches man dem Sport entgegenbrachte. Die Yachtfahrten waren mit geringerer Schwierigkeit verbunden, da man mit Dampf überall hin gelangen kann, ohne durch widrige Winde zurückgehalten oder wenigstens gehindert zu werden, und viele Seefahrer fanden gerade an der Ueberwindung solcher Hindernisse Gefallen. Erst allmählich gelangten die Dampfyachten in Aufnahme, und in neuerer Zeit ist eine neue Art von Yachten entstanden, die mit Dampf getrieben werden und zu Küstenfahrten sehr wohl geeignet sind. Diese „Seeschwalben“, wie man sie nicht unpassend genannt hat, nehmen an Zahl immerfort zu, und selbst viele Besitzer der großen Dampfyachten benutzen eine solche kleine Yacht neben der größeren. Eine Wettfahrt mit diesen kleinen, eleganten und schnellen Fahrzeugen gewährt einen herrlichen Anblick. Die Anmut und Leichtigkeit, mit welcher sie sich auf dem Wasser bewegen, gewähren dem Sportsman weit mehr Vergnügen, als das schwimmende Hotel eines durch glückliche Spekulationen hochgekommenen Amerikaners. Neben den Seeschwalben sind noch die sog. Familienboote von 40–80 Tonnen vorhanden; sie machen bei den Regattas und auch sonst durch ihren einfachen Schmuck und ihre anmutigen Bewegungen das Meer zu einem belebten Bilde von unvergleichlicher Schönheit während der nur zu kurzen Sommermonate.

Von Interesse dürfte noch der Preis einer kleineren Yacht sein. Ein Fahrzeug von ungefähr 150 Tonnen ist auch bei wenig prächtiger Ausstattung kaum unter 30000 Mark herzustellen. Es ist klar, daß sich der Preis je nach den Anforderungen, welche man an die Bauart und die Einrichtung stellt, ändern muß. Eine Dampfyacht erfordert wöchentlich für etwa 100 Mark Kohlen, dafür sind allerdings bei ihr weniger Bedienungsmannschaften erforderlich. Eine jährliche Aufwendung von 100000 Mark für die Yachtfahrt ist in England nicht selten; doch sind diese Summen nicht etwa die Regel. Bei bescheidenen Ansprüchen genügt ein bedeutend geringerer Aufwand. Die größten Kosten verursachen natürlich die Yachtwettfahrten, bei denen schon die Löhne für die Bemannung bedeutende Summen verschlingen. Oft erreichen sie in einer Saison die Höhe von 30000 M.; dazu kommen die Kosten für die Ausrüstung, für die Instandhaltung und etwa notwendige Aufbesserungen. Dagegen belaufen sich die Ankosten für die dreimonatliche Benutzung eines Schooners von etwa 150 Tonnen, eines Fahrzeuges, welches sich überall sehen lassen kann, selten auf mehr als 5000 Mark.

Die Yachtfahrten werden nur im Sommer unternommen. Während des Winters liegen die Fahrzeuge ruhig im Hafen, um im nächsten Frühjahr, vielleicht unter einem neuen

Besitzer, wieder ausgerüstet zu werden. Die Matrosen, welche durchweg nüchtern, gefällig und fleißig sein müssen, finden infolge dieser Eigenschaften in der übrigen Zeit des Jahres leicht Stellung auf den großen Handelsdampfern. Als Sommervergnügen werden die Yachtfahrten von keinem anderen Sport erreicht; sie sind höchst interessant sowohl für den beschaulichen Charakter, als auch für den tatkräftigen Mann, der sich gegebenen Falles nicht scheut, selbst Hand anzulegen, um ihm entgegenstehende Hindernisse zu überwinden.

## Die Konkurrentin.

Novellette von Franz Karl.

„Was? Fünftausend Mark? Junge, du bist wohl närrisch.“

Und in ehrlichem Erstaunen legte sich Herr Markgraf, der Inhaber einer großen Zigarrenfabrik, in seinen Komptoirsessel zurück und betrachtete seinen drei-, vierundzwanzigjährigen Sprößling mit unverhohlenem Mißfallen, von Zeit zu Zeit dabei seinen Kopf schüttelnd. Edwin, der Sohn, tat, als merke er nichts von diesen Blicken, die auf ihm ruhten, und schaute zum Fenster hinaus in die lachende Sommerlandschaft, die sich den Augen darbot. Nur bemühte er sich, eine möglichst von innerer Bekümmerniß zeugende Miene aufzusetzen.

Herr Markgraf nahm daher, als sein Sohn fortwährend schwieg, den Faden des Gesprächs wieder auf. „Du glaubst wohl, ich sönde mein Geld auf der Straße und mein Reichthum sei gut genug dazu, dich in deinem Faulenzleben zu unterstützen. Aber dazu verpüre ich nicht die geringste Lust. Du weißt zudem, daß ich dir schon als ich deine letzten Schulden bezahlt habe, sagte, daß nun Schluß sei und daß ich dir außer deinem Taschengeld keinen Pfennig mehr geben würde. Und das war erst vor vier Wochen.“

„Aber, Papa, es handelt sich diesmal um Ehrenschulden.“

„Papperlapap — was heißt Ehrenschulden? Schulden sind Schulden, so oder so. Und ob ich dir tausend Mark zahle für einen deiner Lieferanten oder sonst für irgend etwas: mir macht das absolut keinen Unterschied in der Beurteilung deines Leichtsinns.“

„Na ja, du hast ja recht. Ich habe ja auch leichtsinnig gehandelt. Aber schließlich ist man doch jung und — und —“

„Und? Nun, hast du einen Entschuldigungsgrund? Etwa deine Vergnügensucht? Sei schön, Junge. Nun will ich dir einmal etwas sagen: Das schönste Amüsament ist die Arbeit. Jawohl, ich sage die Arbeit. Aber von dem Vergnügen willst du nichts wissen.“

„O, ich arbeite doch.“

„So, du arbeitest? Das ist mir neu. Jawohl, Morgens um 9 oder 10 Uhr befindest du, mal im Komptoir zu erscheinen und einige Zeitungen zu lesen oder auch einige neue Zigarrenmuster zu erproben. Das ist deine Arbeit. Du müßtest mir doch zum mindesten einen meiner jungen Leute ersetzen, wenn nicht gar meinen Korrespondenten —“

„Ich will doch den Leuten nicht ihr Brot wegnehmen.“

„Was? den Leuten ihr Brot wegnehmen? Daß doch die Faulheit immer die schönsten Entschuldigungen hat. Aber ich bin es müde, mich mit dir herumzuzergern. Und so erkläre ich dir denn, daß ich, eben weil es sich um Ehrenschulden handelt, also so erkläre ich dir denn, daß ich dir die fünftausend Mark gebe. Aber ich halte dir dafür dein Taschengeld zurück, bis die Summe auf Heller und Pfennig beglichen ist.“

„Wovon soll ich denn in der Zwischenzeit leben?“

„Was willst du? Essen, Trinken und Wohnung, hast du doch in meinem Hause. Was brauchst du mehr, um mal endlich solide zu werden. Und damit du etwas mehr Interesse für's Geschäft zeigst, gehst du nächste Woche



mal mit Brinkmann auf Reisen. Verstanden? Ich werde ihm schon sagen, daß er dich mal tüchtig unter die Fuchtel nimmt. So kann das nicht weiter gehen. So — und da ist die Anweisung an meinen Kassierer. Ade."

Edwin brumnte noch etwas zwischen den Zähnen, nahm dann die Anweisung und schob ab, gar nicht zufrieden mit dem Resultat dieser Unterredung. Und der alte Markgraf machte sich daran, die letzte Post durchzugehen.

Dieser Junge! Das hat er nun von seiner Nachsicht. Aber nur die Mutter ist daran schuld. Die wollte nie, daß er ebenso an des Lebens Arbeit gewöhnt würde wie andere Leute, die sich jeden Pfennig selbst verdienen müssen. „Ach was“, sagte sie immer. „Wir sind reich genug, um Edwin sich ausleben lassen zu können.“

Während er seine Gedanken spielen ließ, hatte er einen Brief geöffnet, der aus dem Thüringischen kam und dessen Adressenzüge er als die eines seiner Reisenden erkannte. Kaum aber hatte er ihn durchgelesen, als er wütend mit der Faust auf den Tisch schlug. Zum Donnerwetter, kommt er denn heute garnicht aus dem Aerger heraus? Gleich darauf klingelte er hinunter ins Komptoir. Herr Brinkmann möchte mal sofort heraufkommen.

Herr Brinkmann galt als ein kaufmännisches Universalgenie. Er war überall zu gebrauchen. Die Bücher führte er wie nur irgend einer und wenn er draußen auf Tour war, holte er die zähesten Menschen heran und troste ihnen eine Bestellung ab. „Hier lesen Sie mal den Witsch“, empfing ihn sein Chef, „den uns da der Vertram schreibt. Nicht zum glauben ist es, nicht zum glauben.“

Brinkmann sagte gar nichts. Er wußte schon, worum es sich handelte. Bei der Thüringer Kundschaft war der Firma Markgraf in den letzten Monaten ein Konkurrent zuvorgekommen. Händler, die früher zu den ständigen Abnehmern Markgrafscher Zigarren gehörten, waren auf einmal abgeknapppt und alle Versuche der Reisenden, hierin eine Aenderung zu erzielen, waren bislang vergeblich geblieben. Markgraf hatte geklucht und gewettert, hatte gedroht, alle seine Reisenden zu entlassen, die sich die Arbeit jedenfalls recht bequem machten. Indessen auch damit erreichte er nichts. Wie verhezt war's. Selbst bei der Privatkundschaft war nichts zu unternehmen, die Konkurrenz hatte, als wenn sie die Reizepläne Markgrafs in der Tasche gehabt hätte, ihm überall die Türen verrammelt. „Wenn ich diesen Menschen, diesen Konkurrenten, erwische, dann — dann —“ „Na, was dann?“ hatte Brinkmann gefragt. „Dann engagiere ich ihn, koste es, was es wolle. Einen solchen abgefeimten Menschen darf ich mir doch für mein Geschäft nicht entgehen lassen.“ Und Brinkmann hatte zu diesem Bekenntnis still gelächelt.

Und da schreibt nun dieser Vertram, daß ihm die Konkurrenz auch in Erfurt zugekommen sei und ihnen sogar eines der ältesten Geschäfte, mit dem in Verbindung zu stehen nicht nur „höchst ehrenvoll“ war, um Wagners Worte aus dem „Faust“ zu zitieren, sondern auch viel Gewinn brachte, abgespenstigt gemacht hätte. Und noch mehr — und das schien ihm das Wertwürdigste: Dieser Reisende, der nun schon einige Monate der Firma Markgraf soviel Aerger zuzügte, war gar kein Reisender, sondern — eine Reisende.

„Na, dann allerdings“, sagte Brinkmann nachdenklich. „Eine Dame, zumal wenn sie hübsch ist, hat leichter noch Geschäfte machen als unsereins. Das erklärt alles.“

„Gut, also engagieren wir eine Reisende; warum nicht?“

„Aber die Konkurrenz dürfte sich eine solche Kraft wie diese Dame — wie heißt sie denn? „Emmy Finding“, — auf lange Zeit hinaus gesichert haben.“

„Na, das werden wir ja sehen. Brinkmann, morgen schon reisen Sie ab. Und Sie

engagieren Fräulein Finding für uns. Ganz gleich, was sie fordert. Um der Konkurrenz ein Schnippen zu schlagen, darf mir nichts zu teuer sein.“

„Schön. Ich werde wenigstens mein Bestes versuchen.“

„A propos, noch eins. Mein Schlingel, der Edwin, soll Sie begleiten. Den führen Sie mir 'mal ein bißchen in die Reize des Geschäftsreisens ein. Aber gründlich. Sie sehen in ihm nicht den Sohn Ihres Chefs, sondern einen Kaufmann, dem Sie die Praxis beizubringen haben. Ich will doch 'mal wissen, ob der Junge nicht zu einem vernünftigen Kaufmann zu erziehen ist. Guten Morgen, Herr Brinkmann.“

Nun war auch Brinkmann schon acht Tage unterwegs, ohne ein seinen sonstigen Erfolgen entsprechendes Resultat zu erzielen. Auch er kam überall zu spät. Nur eins hatte er — und zwar durch Vertram, der sich 'mal am Weintisch verplapperte — herausgebracht: diese Emmy sah so harmlos aus, daß niemand, der mit ihr zusammen geriet, eine Konkurrentin vermutet hätte und man ihr dann, da sie ein offensichtlich Interesse für die Touren der Reisenden zeigte und ihnen gegenüber äußerst liebenswürdig war, ohne weiteres seine Routenpläne anvertraute. Zu spät erst merkten die „Zigarrenfrißen“, daß sie in eine Falle gegangen waren und sich ins eigene Fleisch geschnitten hatten. Traue nur erst einer den Weibern. Brinkmann war also gewarnt. Er brumnte nur noch darauf, mit jenem Peröönchen, wie er es nannte, auch einmal zusammenzutreffen.

Und daraufhin, nachdem ihm das Glück hold gewesen, setzte er sich mißmutig auf die Bahn und fuhr nach Hause, um dort seinem Chef zu erzählen, daß an ein Engagement dieser Dame nie zu denken wäre. Denn sie wäre — die Nichte ihres Prinzipals.

Und wieder brumnte darob Markgraf sein: „Nicht zu glauben“, ein Wort, das er nämlich recht gerne anwandte.

Aber Brinkmann war mit seinem Bericht noch nicht zu Ende. Edwin wollte nämlich auf einmal Vergnügen am Reisen, am Arbeiten gefunden haben. Er wollte seinem Vater zeigen, daß er doch ein Interesse für's Geschäft hätte. Und so hatte er ihn unten in Thüringen gelassen.

„Na, wenn der Junge vernünftig wird, ist Ihre Reise doch nicht ganz vergebens gewesen. Da bin ich nur neugierig . . .“

Dann kam 'mal ein Brief Edwins: „Ich habe von Brinkmann erfahren, welche Schädigungen dieses Fräulein Emmy Finding unserer Firma zuzufügen im Stande ist und daß es vergeblich sei, sie für uns engagieren zu wollen. Schenkst du mir die fünftausend Mark, die du mir nur „geliehen“ hast, so mache ich mich anheischig, ihre Tätigkeit lahm zu legen.“

„Was meinen Sie dazu?“ frug Markgraf seinen Brinkmann.

„Nun, Sie zahlen ja nur, wenn er sein Versprechen einlöst. Für Sie ist also kein Risiko vorhanden. Bin nur gespannt, was er machen wird. Denn was mir nicht gelang, wird ihm —“

„Weiß schon, was Sie sagen wollen“, winkte Markgraf ab. „Wird dem Grünshnabel erst recht festschlagen. Aber telegraphieren Sie ihm meinewegen: „Einverstanden“. Das Gelingen ist schon fünftausend Mark wert.“

Schon am folgenden Nachmittage war Edwin wieder zu Hause und mit ihm kam eine junge frische Dame. „Da stelle ich dir nämlich Fräulein Emmy Finding vor“, sagte er seinem Vater. „Und die fünftausend Emmchen hätte ich mir verdient. Wenn ich sie auch nicht engagieren kann oder mag, so wird sie doch auch nicht mehr reisen. Denn ich habe mich mit ihr — verlobt.“

Der alte Markgraf war wie aus den Wolken gefallen. Aber er freute sich doch. „Der Junge war eigentlich der Gerissenste von uns allen. Auf 'nen solchen Plan ist keiner von uns gekommen“, meinte er später zu Brinkmann. „Und wenn die zwei sich wirklich gern haben, mir soll's recht sein.“

„Ja, ja“, gab Brinkmann zurück, „wenn ich mir das so überlege, ärgere ich mich, daß ich schon verheiratet bin. Sonst hätt' ich sie auch genommen.“

„Oh, hä, Brinkmännchen, machen Sie keinen Unsinn.“ Jetzt haben Sie das Licht sagen. Das reinste Ei des Kolumbus, nicht?“ Und er lachte vergnüglich.

### Litterarisches.

\* Für die katholische Familie hat Professor Dr. Exter in Trier die Herausgabe einer „Katholischen Hausbibel“ übernommen, deren erster Band, Preis broschiert 2,40 M., uns vorliegt, Kommissionsverlag der Pausdruckerei in Trier. Es handelt sich um eine sogenannte purgierete Ausgabe; die Befehle sind sorgfältig unter möglicher Anlehnung an den Text der h. Schrift ausgewählt. Zahlreiche Anmerkungen erleichtern das Verständnis. Das Buch ist in großen Buchstaben gedruckt, so daß auch ganz alte Leute die Bibel mit Leichtigkeit lesen können. Die Ausstattung ist eine praktische und schöne. Das ganze Werk wird drei Bände von je 40—42 Bogen umfassen, und wird der zweite und dritte Band in Zwischenräumen von 3—4 Monaten folgen. Mehrere Bischöfe haben das Werk angelegentlich empfohlen. Möge es eine Heimstätte in vielen katholischen Familien finden.

\* Neue Strömungen in Religion und Literatur. Von Abbé Felix Klein, Professor am Institut Catholique zu Paris. Deutsch von Professor Valentin Holzer. Druck und Verlag von G. Schub & Cie. G., m. b. H., München. 1903. Preis M. 3.60 gebunden M. 4.80.

„Der Verlag von G. Schub & Cie. hat in dankenswerter Weise bereits mehrere epochenmachende Werke ausländischer Autoren in deutscher Uebersetzung herausgegeben, so „Die neue Bewegung des Katholizismus in Frankreich“ von Prof. Germain Sagagnol in Albi (Südfrankreich), „Die Kirche“ von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona (Italien), ferner „Gelegenheit“ von Msgr. J. L. Spalding, Bischof von Peoria (Amerika). Dieser genannten Büchern schließt sich, nach Inhalt und Form ebenbürtig, ein neues Werk an: „Neue Strömungen in Religion und Literatur.“ Von Abbé Felix Klein, Professor am Institut Catholique zu Paris. Der Autor behandelt acht auf Religion und Literatur bezügliche höchst beachtenswerte Themata: Die neuchristliche Bewegung in der zeitgenössischen Literatur, Sicut Agnos, Demokratie und Kirche, Realismus und Naturalismus in Literatur und Kunst Die Poesie der Gegenwart, Ein Lebensprogramm und Die beseligende Religion, Das Evangelium in unserer Zeit, Eine Erneuerung der theologischen Studien. Diese verschiedenen Aufsätze enthalten eine genaue Schilderung der neuesten religiösen und literarisch-künstlerischen Erscheinungen Frankreichs. Besonders wichtig erscheint uns das Kapitel über die neuchristliche Bewegung, in welchem von dem intensiven Bestreben einiger französischer Schriftsteller, nach Tolstoj's Rezept ein dogmenfreies Christentum einzuführen, die Rede ist, ferner die Abhandlung über „Demokratie und Kirche“ und „Die Poesie der Gegenwart“. Jeder Leser dieses Buches wird nicht bloß durch die Gegenheit der besprochenen Materien, sondern auch durch den präziösen Stil des Verfassers hoch befriedigt sein.“